

Martin Salander und der Geist des Sprachvereins

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.

Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Versandstelle: Bubenbergstraße 10, Bern. Druck: G. Felli, Bern.

Martin Salander und der Geist des Sprachvereins.

In Martin Salander, dem gutenteils politischen Roman des reifen und älter gewordenen Gottfried Keller, finden sich einige Stellen, die uns den Meister von einer besondern Seite zeigen, nämlich als einen im tiefsten Grunde unserm Sprachverein Geistesverwandten. Nicht sprachliche Bemerkungen meine ich, sondern Äußerungen der Gesinnung.

Da ist (S. 67) vor allem ein Wort, das uns Kellers tiefe Liebe zur Muttersprache zeigt. Martin Salander redet mit seiner Frau über Südamerika, wo er lange Jahre gewohnt hat, und spricht dabei von „dem alten Boden, wo meine Sprache seit 1500 Jahren erschallt“; dazu „will ich gehören, wenn ich es irgend machen kann! Ich ginge doch ungern wieder fort.“ Die Sätze sind von Bedeutung; sie zeigen, daß der Heimatboden für Keller vor allem der Boden der Muttersprache ist. Wie mancher unter den Heutigen würde vor allem von der „Demokratie“, dem einzigen Merkmal und Kleinod der Heimat sprechen, wie mancher andere in rührselig-halbwahrer Sommerferien-Stimmung von blauen Seen und „Châlets“. Martin Salanders Heimat aber ist „der Boden, wo seit 1500 Jahren seine Sprache erschallt“. Damals galt die Muttersprache noch nicht für etwas Zufälliges, der dreisprachige Speisewagenkellner noch nicht als der Inbegriff echten Helvetiertums.

Martin Salander hat schöne Pläne für sein Volk. Als echter Vertreter seines Jahrhunderts will er die Volksbildung fördern und verlangt mit der ganzen Ueberzeugung eines freisinnigen Mannes jenes überreiche Maß von Schule und pflichtmäßigem Unterricht, das nach der Ansicht unsrer Großväter Glück und Freiheit des Volkes für immer verbürgen sollte (S. 207). Auch hierüber spricht er mit seiner trefflichen Frau, die ihn denn auch auf die Undurchführbarkeit und die unerwünschten Folgen seiner Pläne hinweist. In dem Schulplan Salanders für den Fortbildungsunterricht bis zum zwanzigsten Jahre finden wir mathematische Fächer, schriftlichen Ausdruck, Kenntnis des tierischen Körpers und Gesundheitspflege, vermehrte Landeskunde und Geschichte, Turnen, militärisches Exercitium, Schießübungen, Gesang und Musik, Blasinstrumente, Verfassungskunde, Belehrung über die Volksrechte, endlich Schreiner- und Zimmerkunst. Aber merkwürdig! vergeblich suchen wir darin die heute so sehr geschätzten Sprachen. Martin Salander weiß noch nichts davon, daß kein rechter Schwei-

zer sei, wer nicht mit drei Sprachen und Kulturen vertraut sei, und unserm guten Gottfried Keller ist dieser Gedanke selbst dann nicht gekommen, als er den zu umfangreichen Volksbildungsplan eines allzu Schulgläubigen verpöten wollte. Wie weit war er entfernt von dem Bildungsgigantismus der heutigen windigen Kaffeehausliteraten!

Und doch weiß Martin Salander, daß die Kenntnis fremder Sprachen von Wert sein kann. Sein Sohn will sich nach der Doktorprüfung in London und Paris umsehen. Der Vater meint dazu (S. 127): „Das ist mir recht wegen der Sprachen, in denen er noch zurück ist; für das andere gebe ich ihm nicht viel. Wenn er von England spricht, wird er Dschury sagen, und Schüri, wenn er von Paris erzählt, mehr kann er in einem halben Jahre kaum erschnappen, was die Rechte betrifft.“ Für den Spott über die von „weit her“ mitgebrachte Aussprache eines alten Fremdwortes haben wir vom Sprachverein Verständnis, denn wir erkennen derartige Schwächen als Zeichen jener Fremdtümelei, die wir bekämpfen, um ein heimatvolles Geschlecht zu erziehen. Aber auch Salanders nicht eben hohe Meinung vom Wert eines oberflächlichen Auslandfirnisses ist wohl niemandem vertrauter als uns, die wir immer vor der Ueberschätzung des Aufenthaltes in fremden Sprachgebieten gewarnt haben.

Die widerwärtigste Gestalt der Erzählung ist Herr Louis Wohlwend, eine Art moralischen Trottel, einer jener phantastischen und bei aller Schlaueit beinahe unbefangenen Gauner, deren Unverfrorenheit das sichere Zeichen vollständiger Gewissenlosigkeit ist. Zu dem lebenswahren Bilde, das erfahrenen Irrenanstaltsärzten und Untersuchungsrichtern so wohl vertraut ist, gehört nun folgender köstliche Zug (S. 248):

Salander besucht den aus dem Südosten mit einer fremdländischen Frau zurückgekehrten Jugendfreund, der ihn zwei Mal um sein Vermögen gebracht hat, und findet an der Türe eine Karte angeheftet, die den Namen L. Bolwend-Glawicz bekannt gibt. Dazu heißt es: „Zeugte das hochgelegene Quartier von bescheidenem Auftreten, so verkündete die Karte, daß deren Inhaber schließlich in die Zunft derjenigen eingetreten sei, die immer etwas an ihrem ehrlichen Namen herumzubasteln haben.“ Und welch feines Urteil über Wohlwend's Ausländerei, wenn beim Anblick dieses neuen Namens Salander zögert, ob er eintreten solle: Die schlimmsten Betrügereien des Abenteurers hat er überwunden, aber dieser Namenswechsel gibt ihm aufs Neue zu denken.

Wir wollen niemandem durch einen Vergleich zu nahe

treten. Aber Herr Coquenhem aus Paris (früher Gugenheim in Basel), Herr Zwilchenbart in Basel, der sich an den Mauern seines Zweiggeschäftshauses in Buchs an der österreichischen Grenze Civilhenbart schreibt, sie gehören doch auch zu „der Junft derjenigen, die immer etwas an ihrem ehrlichen Namen herumzubasteln haben.“ *) Immerhin, diese einfachen bürgerlichen Geschäftsleute können sich entschuldigend auf erhabene Vorbilder berufen, nicht bloß auf die Nachkommen des Fürsten von Schwarzenberg, des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, die sich jetzt Swarcenberg schreiben, sondern auch auf die sehr ehrenwerten schweizerischen Patrizierfamilien de Watterville (weshalb nur nicht Batteville?) und de Meuricoffre und andere in hohe Herrschaften verkleidete deutsche Michel. — Weniger Glück freilich hatte laut „St. Galler Tagblatt“ (5. März) ein in Neuenburg wohnender Solothurner, Herr L. von Arg, dem schon im Jahr 1912 von der Solothurner Regierung die Abänderung des von in ein weniger barbarisch klingendes und freundliche Erinnerungen an die Jungfrau von Orleans weckendes d' verweigert hatte. Auch er hielt es nun nach dem Ausbruch des Krieges nicht mehr aus mit seinem unedlen Namen und erneuerte sein Gesuch mit der Begründung, das deutsche von sei ihm in der welschen Schweiz vielfach hinderlich, es biete Anlaß, daß er Gegenstand von Vorurteilen sei. Der Regierungsrat berief sich aber darauf, daß nach ständigem Sprachgebrauch zum Familiennamen von Arg auch der Zusatz von n gehöre und daß dieses von deshalb weder weggelassen noch übersetzt werden dürfe. Es sei nicht einzusehen, inwiefern in der französischen Schweiz ein deutschschweizerischer Name seinem Träger hinderlich sein könne, nur weil der Name deutsch klinge. Das Gesuch wurde deshalb abgewiesen. So muß nun der arme Mann weiter einen ihm von seinen Vorfahren hinterlassenen ehrlichen und in der Geschichte Solothurns gar nicht unrühmlichen Namen behalten, ein wirklich beklagenswertes Los.

Martin Salander aber wird uns durch seine Weise gut schweizerischer Sprachredlichkeit zu einem Buch, in dem wir den Geist des Deutschschweizerischen Sprachvereins finden.

Bl.

Unsere Monatsnamen:

Juli.

Für den Monat, den die Römer zu Ehren Cäsars Julius nannten, setzte Karl der Große den Namen Hewimanoth, d. h. Heumonath fest, und dieser Name ist einer der wenigen, die sich, wenigstens in Süddeutschland und besonders in der Schweiz (und auch in einigen norddeutschen Mundarten), bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Daneben kam früher, wie neben Brachmonath die Form Brachet, auch die Form Heuet vor, und zwar eben nicht bloß für die Arbeit der Heuernte und ihre Zeit, sondern regelrecht als Monatsbezeichnung, und in diesem Sinne sagen die Deutschen in den venezianischen Alpen immer noch Hobiöt. Das alles scheint auf den ersten Blick begreiflich, hängt doch der Name unmittelbar zusammen mit einer der wichtigsten Tätigkeiten des Land-

*) Natürlich hat auch der Weltkrieg zu Aenderungen der Familiennamen geführt. Der Genfer Regierungsrat hat den Damen Irma und Rita Breithaupt gestattet, künftig den Namen Bréthaut zu führen.

wirtes, aber gerade deshalb ist er eigentlich ungeeignet, denn: der Heumonath ist der Monat, wo — nicht geheet wird; geheet wird doch (außer in den höchsten Lagen) Ende Mai und Anfang Juni, und der Emdet, der zweite Graschnitt, fällt in den August. Wie sich dieser Widerspruch erklärt, ob man früher später und später früher geheet hat und warum und seit wann etwa der Heuet nicht mehr im Heuet, d. h. die Heuernte nicht mehr im Heumonath stattfindet, darüber lassen uns natürlich sämtliche Wörterbücher im Stich; sie kümmern sich nur um die Wörter und nicht um die Sachen (Karl der Große wird schon gewußt haben, was er tat!). Bloß Brockhaus' Konversationswörterbuch wagt eine schüchterne Erklärung: „vermutlich (!) weil das Ende (!) der Heuernte in den Monat fällt“ (?). —

Herr Dr. Laur, der schweizerische Bauernsekretär, antwortet auf unsere Frage: „Der Widerspruch in der Bezeichnung des Monates Juli als Heumonath mit der tatsächlichen Periode der Heuernte ist in landwirtschaftlichen Kreisen schon oft besprochen worden. Wir haben ihn immer dadurch erklärt, daß die Heuernte gegenüber früher um mehrere Wochen vorgeückt ist. Es hängt dies einmal mit der intensiveren Düngung der Wiesen, sodann auch damit zusammen, daß das Heu heute viel jünger geschnitten wird, als das früher der Fall war. Namentlich ist auch zu beachten, daß zur Zeit, als der Name Heumonath aufkam, wohl noch der gemeine Weidgang im Frühling herrschte, so daß die Wiesen jedesmal im Frühling geäht worden sind, dadurch ist die Heuernte ebenfalls verspätet worden.“

Der Entschluß, den alten deutschen Namen zu brauchen, fällt einem nicht gerade leicht, eben weil er nicht mehr stimmt und weil man leicht merkt, daß er nicht stimmt. Aber vielleicht merkt der Großstädter das auch nicht mehr (wenn ihn nicht der Heuschnupfen daran erinnert). Aber weniger als der Name Juli sagt uns Heumonath doch auch nicht, und Verwechslungen mit dem Brachmonath kommen nicht vor, wie das zwischen Juli und Juni so häufig ist, und etwas heimeliger klingt es eben doch. Bis ins 18. Jahrhundert schrieb man übrigens immer die volle lateinische Form Julius, und diese erscheint auch alle Jahre wieder in Kalendern höherer Jahrgänge.

August.

Karls Name Aranmanoth (althochdeutsch aran = mittelhochdeutsch erne = neuhochdeutsch Ernte), der auch in den Formen Ernemanoth, Arnotmanoth, Aernmanoth vorkommt und also den Monat der Getreidernte bezeichnete, ist früh verloren gegangen; wenigstens begegnet man ihm gegen Ende des Mittelalters, wo deutsche Urkunden aufzutreten beginnen, nicht mehr. An seine Stelle ist in eingedeutschter Form der lateinische Augustus getreten als Augstmonath, Augste oder Augst; der Fall ist also ähnlich wie beim Jenner. Im 18. Jahrhundert suchte man den alten Namen wieder künstlich zu beleben und sagte Erndtemonath oder (offenbar nach dem mißverständigen „Aran“ Karls) Ahrenmonath. Auch der Lahrer Hinfende Bote sagt noch Erntemonath, und im Badischen kommen Aerndte- und Erre- (= Ernte) Monath heute noch vor, während sich in der Schweiz keine Spuren davon erhalten haben. In alten Kalendern hieß etwa schon der Juli: „der erst Aug(u)st“, der richtige August dann natürlich „der ander (= der zweite) Aug(u)st“; doch kommen die beiden Bezeichnungen auch vor für August und September. Unser Idiotikon verzeichnet aus dem